



Lorenzkerche Hauptamt für Hochbauwesen Nürnberg, Bildstelle und Denkmalsarchiv

Helmut Häußler

Die Nürnberger Lorenzkerche und ihr Hallenchor

Am 5. April 1977 begeht Nürnberg die Jubiläumsfeier für die Einweihung des Hallenchors seiner Lorenzkerche, der an diesem Tage 500 Jahre alt wird.

Aus diesem Anlaß wird im April im Lorenzer Chor eine Festausstellung eröffnet, die zum Teil das ev.-luth. Pfarramt St. Lorenz selbst, zum andern Teil Dr. Helmut Häußler vom Stadtarchiv Nürnberg ausrichtet.

Er verfaßte die Würdigung der Nürnberger Lorenzkerche und ihres Hallenchors, die wir als Beitrag des Frankenbundes zu dem Jubiläumereignis nachstehend veröffentlichen.

In zweifacher Hinsicht kommt der Nürnberger Lorenzkirche, deren Geschichte unsere Stadt aus Anlaß der 500jährigen Wiederkehr der Einweihung ihres Hallenchores im Jahre 1977 besonders feiert, eine Ausnahmestellung unter den mittelalterlichen Großkirchen Deutschlands zu. Einmal deshalb, weil sie zwei Türme und eine Prachtfassade hat, wie reichsstädtische Kirchen kaum je sonst, und darin den gotischen Kathedralbauten der reichen nordfranzösischen Städte nahekommt. Und zum andern, ist sie in unserer Stadt nicht die einzige Kirche ihrer Art: Stilgeschichtlich in all ihren Bestandteilen um einige Generationen älter als die Lorenzkirche, bietet die Sebalduskirche im Norden der Altstadt ein recht ähnliches Bild. Diese Nürnberger Sondererscheinung der Sakralbaukunst ist nur durch die bevorzugte Stellung der Stadt zu Kaiser und Reich erklärbar: Seit der Salierzeit Sitz einer Pfalz und Schauplatz vieler Hof- und Reichstage, wurde die Stadt durch die Bestimmungen des Reichsgesetzes der Goldene Bulle von 1356 definitiv zur ideellen Hauptstadt des Reiches erhoben. Dazu kommt, daß Nürnberg aus zwei Stadtregionen zusammenwuchs, und zu beiden eben ein eigenes Kirchspiel gehörte: St. Sebald zur alten, seit der Mitte des 11. Jahrhunderts nachgewiesenen Siedlung um die Königsburg im Norden und St. Lorenz zu der Handwerkersiedlung südlich der Pegnitz, deren Gründung auf König Konrad III. von Hohenstaufen zurückgeht.

Neben der Stauferzeit und dem Jahrhundert Dürers und der Reformation war die Zeit der Luxemburger Kaiser im 14. Jahrhundert eine der drei großen Glanzepochen Nürnbergs; einmal im Zeichen besonderer Gunst und Förderung vonseiten der Krone, zum andern im Zeichen des sich emanzipierenden gewerbetreibenden Bürgertums, das damals zum Bewußtsein seiner ständischen Eigenart reifte. Es ist nicht von ungefähr, daß gerade in dieser Zeit die wesentlichsten reichsstädtischen Bau- und Kunstdenkmäler, die Nürnberg bis heute in aller Welt berühmt machen, entweder entstanden sind oder ihre endgültige Gestalt erhielten.

Ein Kind dieser Zeit ist auch die Lorenzkirche, und sie trägt deren Gepräge, bestimmt von drei Faktoren: Zum einen demonstriert sie jene volle Reife der Hochgotik, die ein halbes Jahrhundert früher im europäischen Westen gewachsen, infolge des Ost-West-Gefälles der abendländischen Kultur eben damals ihren Weg nach Oberdeutschland gefunden hatte. Das Tor zumal, dessen Reliefs auf dem vierteiligen Giebfeld die ganze Heilsgeschichte erzählen, die gewaltige zweischichtige Rosette, deren sich überblendende biforale Fensterordnungen an ein rotierendes Rad gemahnen und die raffinierten Harfen-Folien der oberen Turmregionen, aus denen die schlanken oktogonalen Helmspitzen hervorstachen, werden mit Ostfrankreich, Straßburg und Schwaben in Verbindung gebracht. Die strenge basikale Anlage aber, der herbe Duktus der Pfeilerbündel, Arkaden und Gewölbejoche gelten als Ableitung vom Bautypus der mittelalterlichen Franziskanerkirche: Es war ja die große Zeit der Bettelorden und ihrer auf das wachsende Städtebürgertum abzielenden Volksmission. Und zum dritten war es dieses Städtebürgertum selbst, das seinen gewachsenen Stil im Aussehen der Lorenzkirche verewigt hat: Vor allem in Gestalt des mächtigen Schaugiebels mit seinen Stabwerksvergatterungen ähnlich denjenigen an der Frauenkirche, die eindeutig als Umsetzung des Lisenen-Rasters am gotischen Bürgerhausgiebel in den Bereich des sakralen Bauens erscheinen.

Der Vorgängerbau der heutigen Kirche, nach den Ausgrabungsergebnissen von 1929 eine sehr kleinräumige, aber wahrscheinlich dreischiffige romanische Pfeilerbasilika, deren Hauptschiff die Breite des heutigen Nordschiffes und, einschließlich Chorraum, die Länge der östlichen fünf Joche desselben einnahm und am Westende nach Süden anschließende Nebengebäulichkeiten hatte, könnte schon seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bestanden haben. Die jetzige gotische Basilika, einschließlich des gewaltigen Westwerks, stand vollendet bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts, nachdem die Gemeinde, ursprünglich abhängig von der Pfarrei Fürth, bereits in der zweiten Hälfte des Vorjahrhunderts zur selbständigen Pfarrei erhoben worden sein dürfte. Das eigenartigste an dem Neubau, dessen Langbau aus acht Jochen gebildet war und dessen Seitenschiffe genau die halbe Breite des Hauptschiffes maßen, war der Ostabschluß: während das Sanktuarium des Hauptschiffes aus einem großen Gewölbejoch plus dem üblichen gotischen Fünffachtel-Chor bestand,



Chor der Lorenzkerche mit „Engels-Gruß“

tendierten die Apsiden der Seitenschiffe (in Höhe der heutigen östlichen Joche derselben gelegen) zur oktagonalen Form, so, als hätte es sich um eigene Kapellen oder Baptisterien gehandelt.

Wenig vor 1400 widerfuhr den Außenwänden der Seitenschiffe eine entscheidende Veränderung: Um Privatkapellen für die Familien des Patriziats zu gewinnen, rückte man sie um den Durchmesser der Strebebögen nach außen, so daß diese völlig verschluckt wurden und nur mit ihren oberen Enden, wo sie in die Schwüppbögen zur Stützung des Obergadens übergehen, aus der Trauflinie des Daches heraustreten. Nur bei den beiden

westlichsten, unter die Türme gezogenen Jochen blieb das alte Raumverhältnis. Einige Zeit später baute man dann die großen Seitentore ein, z. B. das Apotheker- und Tugendbrunnenort, ersteres tief in das Mauerwerk des Südschiffes eingelassen und innen mit einer Empore gekrönt. Die neuen Außenwände erhielten, wie später der Hallenchor, breite, die Mauer fast auflösende Fenster, deren spärliche Maßwerksbildungen auf die Region des Chorscheitels beschränkt sind.

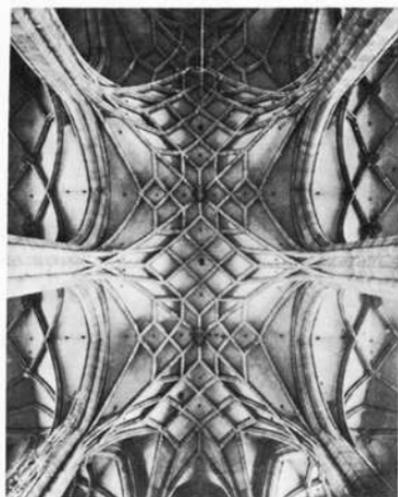
Zusammen mit der neuen Kirche wurde der Grundbestand ihrer Ausstattung beschafft: Wie organisch verwachsen mit den Dienstbündeln des Langhauses erscheinen die Mutter mit dem Kind, die Drei Könige aus dem Morgenland und die Apostel, alles steinerne Meisterwerke spätgotisch-bürgerlicher Bauhüttenkunst. Sicherlich hing auch der prunkvolle Lebensbaum-Kruzifixus damals schon im Chorbogen. Und wohl gab es auch einen prächtigen, gotischen Wandelaltar im Sanktuarium, heute längst genau so verschollen, wie der 1472 geweihte Hauptaltar des Hallenchors, den man nacheinander durch den Stephansaltar aus der Sebalduskirche (1663), den — heute noch im Germanischen Nationalmuseum aufbewahrten — Barockaltar von Martin Schuster (1724) und den neogotischen Engelsaltar von Rotermund und Burgschmiet (1840, zerstört 1944) ersetzt hat.

Abgesehen von den Initiativen des seinerzeitigen Pfarrherrn Dr. Konrad Kunhofer (gest. 1452) wird die Errichtung des großen Hallenchors (1439-1477) mit zwei weiteren Anregungs-Fakten in indirekten Zusammenhang gebracht: einmal mit dem Vorbild des hundert Jahre früher errichteten Sebalders Ostchors; zweitens mit der Aufwertung unter den Städten des Reiches, die Nürnberg kurz vorher (1424) durch die Überbringung der Reichskleinodie erfahren hatte.

Unter zwei Gesichtspunkten lassen sich die Eigenheiten des Lorenzer Hallenchors, dieser reifsten Ausprägung der Nürnberger Sondergotik, begreifen. Der erste Gesichtspunkt ist der grundlegende Unterschied eines Hallenchors zum sonst üblichen Ostabschluß einer gotischen Großkirche schlechthin: Gegenüber diesem, der vom Langhaus das Höhengefälle zwischen Haupt- und Seitenschiffen übernimmt und, wie etwa bei Notre Dame in Paris, das Gewicht vom Chorbau des Hauptschiffes über ein kompliziertes System von Schwippbögen auf die Strebepfeiler der Seitenschiffe ableitet, zieht der Hallenchor die Seitenschiffe zur Höhe des Hauptschiffes empor und führt sie in weitgezogener, polygonaler Runde um dieses herum, so daß im Innern, allein durch die Ordnung der Chorpfeiler bestritten, ein lichter Binnenchor entsteht. Eine Bauweise, die gerade in der Vereinfachung des Herkömmlichen das Optimum der statischen Möglichkeiten in der gotischen Raumarchitektur darstellt.

Zum zweiten verkörpert der Lorenzer Hallenchor, sehr mitbestimmt durch das Vorbild des Hallenchors der Heilig-Kreuz-Kirche in Schwäbisch-Gmünd, die spezifische Spätform seines Typs. Während der Ostchor der Sebalduskirche, weil noch der parler'schen Hochgotik verpflichtet, streng auf die Vertikale hin orientiert ist und aus kraftvoll hervortretenden, hart konturierten Strebepfeilern und hohen, einteiligen Fenstern besteht, ist der Lorenzer Chor doppelgeschossig angelegt, mit breiten Fenstern, die gleich einer transparenten Haut weithin die Wände ersetzen — mit nur mehr schwach ausgebildeten Strebepfeilern dazwischen, die sich fast zu Pilastern zurückgebildet haben. Spätgotischer Manierismus kommt hinzu: Eingelegt in die Rahmung der Pfeiler nämlich sind in Höhe des Untergeschosses flache Figurennischen mit Baldachinen und darüber, in Höhe des Obergadens, verspielte Fialen, die unter dem Dreiecksabschluß der Pfeiler auslaufen. Nur eine einzige der Nischen, vom Chorscheitel aus die dritte nach Süden, birgt eine Plastik: einen Heiligen Sebaldus, der bedächtig auf den Lorenzer Platz herabschaut.

Auf den ersten der drei Baumeister, die nacheinander die fast dreißig Jahre währenden Bauarbeiten am Chor geleitet haben, auf Konrad Heinzelmann aus Rothenburg, geht die Gesamtplanung des Bauwerks zurück. Langchor und Hauptchor hat Konrad Heinzelmann zum Großteil noch selbst gestaltet. Der 1456 nach Heinzelmanns Tod zum Bauleiter bestellte Konrad Roritzer aus Regensburg fügte den Obergadens, die das Chorbauwerk im Innern umlaufende Maßwerksgalerie und den Sakristeibau hinzu, während der Nürnberger



„Lorenzkirche, Engelsgruß und Hauptaltar“

Lorenzkirche, Netzgewölbe i. Chor

Stadtbaumeister Jakob Grimm (1466-1477) das Meisterwerk des Netzgewölbes vollbrachte. Abweichend von den in der spätgotischen Ära aufkommenden Flamboyant- und Fischblasenformen bewahrt das Lorenzer Gewölbe ein klares tektonisches Grundprogramm, das trotz aller komplizierten Verästelung in viele Facetten sich legitim aus dem Schema des Kreuzgratgewölbes ableiten läßt. Aus den Enden der zehn rautenförmigen, reich profilierten Pfeiler (das „Dienst-Bündel“ gehört zu dieser Zeit längst der Vergangenheit an; schon im östlichen Abschnitt des Langhauses hat man es teilweise aufgegeben) schießen über mannigfache Verschleifungen die Rippen nach Art von Garben oder Strahlen heraus, um in vielerlei Figurationen die weiten Wölbungen von Haupt- und Seitenschiffen zu tragen, wobei in den letzteren anstelle des „Netzes“ trapez- und rautenartige Flächengebilde, ja in der Chorrotunde solche in kristallinen Formen treten.

Die Großartigkeit des Ganzen mag vielleicht dazu verleiten, die spezielle Ausstattung des Chors, die An- und Einbauten, die Kleinarchitekturen verschiedenster Gattung in seinem Rahmen, dazu die Altäre und Skulpturen mehr summarisch zu überblicken. Da ist z. B. das herrliche Brauttor an der Nordseite, das mit seiner dreiteiligen Öffnung und der kleinen Halle dahinter einem eleganten Kioske gleicht, im Innern des Chors aber die Volkamer-Empore trägt. Mit leichtem, zierlichen Baldachin, dessen Rahmenwerk alle Verspieltheiten der Spätgotik entfaltet, schließt sich westlich an das Brauttor der „Ölberg“ an. Auf der Südseite des Chors korrespondiert dazu die Sakristei mit ihren reichen Fassadenarchitekturen nach innen und nach außen. Weit um Nürnberg als sakrales Monument unerreich, steilt an dem Pfeiler nördlich vom Hochaltar Adam Krafts berühmtes Sakramentshaus empor, ein Wunderwerk aus Streben, Fialen, Halbbögen und Brüstungen, in das die ganze Leidens- und Heilsgeschichte vollplastisch in vierteiligen Gruppen und Szenen hineinkomponiert ist. Diese Art architektonischer Selbständigkeit des Tabernakels ersetzte in vielen Kirchen Schwabens und Frankens seit etwa 1450 die überkommene Form des Nischen-Tabernakels, wie z. B. der Ostchor der Sebalduskirche eines besitzt.

Mit der transparenten Architektur des siebenteiligen Chor-Halbrundes aber, die man sich nach außen in die Unendlichkeit fortgesetzt denken könnte, verwebt sich die Zauberwelt der Farbfenster. Einheitlich spätgotisch bis auf wenige Ausnahmen aus der Zeit der Spätrenaissance, gestalten sie in der rahmenden Pracht ihrer goldenen Phantasie-Architekturen aus Baldachinen und Fialen Bibelperikopen, Legenden und geschichtliche Begebenheiten in bunter Folge: Hier die Kreuzauffindung durch die Kaiserin Helena oder

den Sieg des Kaisers Heraklius über den Perserkönig, dort das Wirken der Kirchenväter und vierzehn Nothelfer, und wieder anderorten den Stammbaum Christi oder die „Hostienmühle“, eine eigenartig-grobsinnliche Interpretation des Mysteriums der sakramentalen Gegenwart Christi.

Über all diesen Herrlichkeiten aber, über den Pfeilerfiguren und Leuchterengeln, den Epitaphien und Bildern, den Wandelaltären mit ihrem reichen Schnitzwerk und goldenen Gesprengen schwebt in einsamer Höhe Veit Stoßens Englischer Gruß, das schicksalsreiche Rosenkranz-Medaillon mit den zwei Haupt- und vielen Nebenfiguren, das mit der großen Rosette vom Westwerk sinnfällig korrespondiert. Feiert die Farbenpracht der Rosette den ersten Schöpfungsmorgen, so verkörpert der Engelsgruß die große Stunde der Erlösung und Vollendung des Menschengeschlechts, die im Jawort der Jungfrau auf den Anruf des Heiligen Geistes ihren Schlüssel hat.

Fotos: Bildstelle Stadt Nürnberg

Dr. Helmut Häußler, Franz-Reichel-Ring 19, 8500 Nürnberg

Paul Ehrlich

Wasungen — ein hennebergisch-fränkischer Schildbürgerort

Im „Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde“ 1966/67, Seite 155 ff, weist Erich Straßner in seiner Arbeit über „Schildbürgerorte in Franken“ auch hin auf das heute jenseits der Grenze gelegene Ummerstadt, das für die Bewohner des Coburger Landes als das nächstbenachbarte Schilda gilt¹⁾.

Das eigentliche Schilda Südthüringens, genauer der althennebergisch-fränkischen Triaslandschaft, ist WASUNGEN an der Werra, etwa 12 km unterhalb Meiningen²⁾. Die Landschaft im SW des Gebirges (cf. des Thüringer- bzw. Frankenwaldes) ist streng genommen bis zu einer Linie Schmalkalden - Rosa - Tal fränkisches Land. *Es ist der alte Grabfeldgau, die Landschaft zwischen dieser Linie und der Steinach* (cf.: fließt mit der Rodach oberhalb Lichtenfels in den Main!), *zwischen dem Gebirge und der Fränkischen Saale*, schreibt Ernst Kaiser in seiner „Landeskunde von Thüringen“³⁾. Dieses *thüringische Grabfeld mit fränkischem Gesicht* passe nicht mehr in den Rahmen thüringischer Landschaft. *Da aber Grabfeld und thüringische Vorrhön bis zum Tal der Felda seit langem* (politisch und) *kulturell mit Thüringen verbunden sind*, wurden sie von Kaiser in seiner Landeskunde von Thüringen *mehr als Kulturprovinz denn als geographische Raumeinheit* einbezogen⁴⁾.

E. Kaiser weist nach, daß *jede Scholle der hennebergischen Triaslandschaft einen eigenen Bauertypus geschaffen hat: den Waldbauern der armen Sandlandschaft, den mit dem Boden hart ringenden Kalkbauern und den schon in behäbiger Wohlhabenheit lebenden Grabfeldbauern der Keuperstufe*⁵⁾. Er macht aufmerksam auf *eine ungemein scharf ausgeprägte Grenzlinie im Althennebergischen* (etwa) *eine Stunde unterhalb von Meiningen mauersteil zwischen Muschelkalk und Buntsandstein, zugleich auch zwischen pontisch-mediterranen und herzynisch-ozeanischen Pflanzengesellschaften. Die genannte Grenzlinie ist weiterhin auch eine Grenze verschiedener Volksstämme. Bis Wasungen lassen sich mehrmalige nordische Zuwanderungen (Chatten, Friesen, Angeln, Werriner) nachweisen, während von Walldorf (Werraaufwärts halbwegs nach Meiningen) das hennebergische Land von Süden bzw. Südwesten her besiedelt worden ist. Nur die slawischen Wellen fluteten von Osten her ins obere Werratal und Grabfeld. Das 'Unterland' (unterhalb Walldorf) weist nach Fritze⁶⁾ die typische Kleinsiedlung, d. h. das aus wenigen Häusern bestehende Dorf auf, nordgermanische Eigenart, die in früherer Zeit nach Fritze*